

MADELEINE GRAY

**Ein klarer
Fall von
Schicksal**

ATLANTIK

ROMAN

A

A

MADELEINE GRAY

Ein klarer Fall von
Schicksal

Roman

Aus dem Englischen
von Hanna Hesse

Hoffmann und Campe

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Green Dot bei Allen Unwin.

*Atlantik ist ein Imprint des
Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.*

1. Auflage 2024

Copyright © 2023 by Madeleine Gray

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2024 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: Vivian Bencs © Hoffmann und Campe

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01668-0


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für die »*workers in song*«.

*Ich verliebe mich gerade und weiß nicht, was ich tun soll
Werft mich in eine Schubkarre voller Geister
und zündet mich an*

Hera Lindsay Bird, »Monica«

Mit Mitte zwanzig war ich einige Jahre lang sehr in einen Mann verliebt, der seine Frau nicht verlassen wollte. Ich hatte in dieser Beziehung immer jede nur erdenkliche popkulturelle Darstellung einer solchen Verbindung vor Augen und wusste, welches Schicksal man mir dort voraussagte.

Da ich gut in Schule und Studium gewesen war, aber seither wenig Gelegenheit gefunden hatte, mich zu beweisen, war ich möglicherweise deshalb von dieser Beziehung so besessen, weil es mir eigentlich um den Glauben an mich selbst ging – daran, dass ich einen Mann dazu kriegen würde, mich so sehr zu lieben, dass er das, was er schon immer gekannt hatte, seine ganzen sogenannten Verpflichtungen, hinter sich lassen würde, schlicht und ergreifend, um für immer meine Gesellschaft genießen zu können. Denn ich hatte nun mal nur mich anzubieten. Ich war nicht reich, ich hatte kein Vermögen und war nicht gut vernetzt. Ich hatte keine Kinder und war im Grunde auch sonst an nichts gebunden. Er hingegen besaß das alles – er hatte es sich in seinem Leben schon so richtig gemütlich gemacht. Er war ein Mann mittleren Alters! Ich konnte von der Stabilität, die er ausstrahlte, nicht genug bekommen. In seinen Cargo-Shorts und seiner Kassengestell-Sonnenbrille lag ein Versprechen von Alltagsglück, das mich dahinschmelzen ließ. Ich war hin

und weg davon, wie er in einem Hochleistungsjob bestehen und gleichzeitig die nervöse Schüchternheit eines Menschen an den Tag legen konnte, der in der Grundschule gemobbt worden war und inzwischen wusste, dass Zurückhaltung als liebenswerte Charaktereigenschaft gilt. Mein Gott, ich wollte ihn wirklich. Und ich wusste, wenn ich mich nur genug anstrengte, lange genug wartete, genug Verständnis zeigte, freundlich genug, lustig genug, geil genug, entgegenkommend genug wäre, würde ich ihn haben können. Und dann hätte ich ein Leben, das keine Entscheidungen mehr von mir fordern würde. Ich würde mich mit ihm so richtig gemütlich in seinem Leben einrichten. Kein Kopfzerbrechen mehr darüber, was ich tun oder wen ich treffen oder wie ich meine Abende verbringen sollte. Ich wäre die Seine, und das würde reichen, und ich würde zur Ruhe kommen.

Erster Teil

In der Highschool überlegten meine Mitschülerinnen gern, was ihr Traumjob wäre und welchen Abschluss sie bräuchten, um diesen Traumjob zu bekommen. In unserem letzten Schuljahr saßen wir in der Mittagspause häufig draußen auf der Terrasse, Mädchen aus unterschiedlichen sozialen Schichten und auf unterschiedlichen Hierarchieebenen, Mädchen mit unterschiedlich langen Röcken, alle vereint darin, diesen unklaren hypothetischen Zeitabschnitt namens »nach der Schule« fassbarer zu machen. Da ich eine der Besten unseres Jahrgangs war, landete der Ball unweigerlich bei mir. Es wurde erwartet, dass ich einen tollen Beruf nennen würde, der sehr gute Schulnoten und einen hochrangigen Uni-Abschluss verlangte, und dann würde man nicken, weil das, was ich sagte, Sinn ergäbe.

Ich war zwar schlau, aber das große Einmaleins hatte ich nie auswendig gelernt, und auch sonst war ich keine Frau der Zahlen. Also blieb mir nur Anwältin, Journalistin oder Wissenschaftlerin. Anwältin: Kohle. Journalistin: spannend. Wissenschaftlerin: Ruhm und Ehre. Ich wusste, ich müsste einfach nur einen dieser Berufe nennen, und die Unterhaltung würde weitergehen: die Außenverteidigerin, die einen sauberen Pass zur Mittelfeldspielerin reinigt.

Aber es gelang mir nicht. Ich täuschte an, gab den Ball

aber nicht ab. (So was machte ich in letzter Zeit ständig.) Mit herablassend monotoner Stimme sagte ich: »Ich will eigentlich gar nichts machen außer lernen oder lesen oder so, weil – alles andere ist irgendwie voll sinnlos. Wenn ich morgens im Bus die Leute auf dem Weg zur Schule oder zur Arbeit sehe – die wirken total depri.«

Meine Freundin Soph saß mit mir auf der Terrasse, und ich suchte bei ihr nach Unterstützung. Sie machte ein aufmunterndes Gesicht. Ich deutete das als Aufforderung, weiterzumachen, tiefer in die Sache einzusteigen.

Wenn ich nervös bin, habe ich die Angewohnheit, mich am Hals zu kratzen. Das soll meinen Worten was Beiläufiges geben und so was wie coole Nachlässigkeit demonstrieren. Logisch, dass ich das auch jetzt tat. Alle Augen waren auf mich gerichtet. Ich war mir meines Körpers, meiner Haltung sehr bewusst – einer Haltung, die, so kriege ich immer wieder zu hören, abweisend wirkt. Als würde ich mich einigeln. Aber ist eine abweisende Haltung nicht letztlich ein stummer Schrei nach Hilfe? Ich war mir sicher, dass man mir früher oder später auf die Schliche kommen würde. Denn schließlich dienten meine ach so coolen Worte nur dazu, von meinen zitternden Händen abzulenken – und von meinen Oberschenkeln, die beim Gehen aneinanderrieben, da konnte ich noch so wenig essen, noch so viel Sport treiben.

Außerhalb der Schulmauern hatte ich Mühe, mich zu behaupten. Meine Probleme im Umgang mit dem anderen Geschlecht versetzten meinem Ego da draußen in der Welt regelmäßig einen gehörigen Dämpfer. Aber innerhalb der Schulmauern, wenn ich mit Worten und mit

Mädchen zu tun hatte, war ich für gewöhnlich obenauf und ließ alle nach meiner Pfeife tanzen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich das Publikum noch nicht verloren. Ich konnte sehen, wie die anderen an ihre eigenen morgendlichen Schulwege dachten, ich konnte sehen, wie sie sich die bedrückten Gesichter der traurigen Gestalten, die in Bleistiftröcken und Turnschuhen zum Bus sprinteten, vor Augen führten. Aber eine der Internatsschülerinnen, entnervt, so etwas Einfaches auch noch erklären zu müssen, krächte: »Also, mein Dad sagt, wenn man seinen Beruf liebt, wird man die Arbeit niemals als Arbeit empfinden.«

Zustimmendes Gemurmel im Chor der Internatsschülerinnen.

Ich wusste, dass ich jetzt gemein werden würde, ich konnte mich einfach nicht zurückhalten. Die Aussicht auf einen Gegentreffer war zu verlockend.

»Was macht dein Vater denn?«

»Er ist Landwirt.« Verschränkte Arme vor Polyesterkaro, der Rücken gegen die Beine einer Bank gelehnt, klar abgestecktes Territorium.

Ich blickte zwecks Rückversicherung zu Soph, wollte ihr Okay haben, weiterzumachen, vom Leder zu ziehen. Ihr Blick war undurchdringlich. Ganz offensichtlich hatte sie beschlossen, einfach nur dazusitzen und zu verfolgen, wie das Unheil seinen Lauf nahm. Im Gegensatz zu mir wusste Soph, wann Schluss war.

Noch gab es die Möglichkeit, kein Arsch zu sein, doch ich machte weiter.

»Okay, dann ist dein Dad leider entweder ein Idiot oder

ein Lügner. Ziemlich ätzend für dich.« Und dann verzog ich das Gesicht zu einer lustigen Grimasse, um deutlich zu machen, dass es mir keine Freude bereitete, ihr diese schlechte Nachricht überbringen zu müssen, aber irgendwer musste es ja tun.

Wie man sich vorstellen kann, kam das nicht sonderlich gut an. Einige beliebte Mädchen lachten kurz auf, aber die meisten schwiegen, denn auch wenn das, was ich gesagt hatte, lustig war, war es trotzdem nicht okay, ein Arsch zu sein. Das wusste ich. Ich hatte schon meine Erfahrungen damit gemacht. Aber mein Ärger darüber, einer geregelten Arbeit nachgehen zu müssen, musste wohl kurzzeitig meinen sozialen Selbsterhaltungstrieb verdrängt haben. Oder, das trifft es vielleicht eher: Ich hatte die Gelegenheit gehabt zu widerlegen, zu verletzen, zu verwirren und sie beim Schopfe ergriffen, weil ich wütend auf die Welt war und nicht wusste, an wem ich meinen Ärger auslassen sollte, wenn nicht an Menschen, die in ihrem Leben anscheinend zufriedener waren als ich.

Die Internatsschülerin war aufgebracht. Ich konnte sehen, dass ich ihre Gefühle verletzt hatte. Soph sah mich liebevoll und mitleidig zugleich an. So deutete ich jedenfalls ihren Blick. Sie schien zu denken: *Ach, Hera, wann wirst du es jemals lernen?*

Ich versuchte halbherzig, mich bei der Internatsschülerin zu entschuldigen, hatte aber den Begriff »systemisch« noch nicht internalisiert, und so fehlte meiner Entschuldigungs-Erklärung die rhetorische Überzeugungskraft, die mir einige Jahre später zu Gebote gestanden hätte. Genauer: Ich wusste zwar, was Selbsthass, aber nicht, was

Demut war. Und so sagte ich eigentlich nur, dass es mir leidtat, recht zu haben.

Sofort bereute ich, was ich gesagt hatte, aber es war zu spät, es zurückzunehmen. Die Schulglocke klingelte, noch bevor die Unterhaltung in eine neue Runde gehen konnte. Wir mussten dem Signal gehorchen, das so unerbittlich unseren Tagesablauf strukturierte, mussten unseren Spinden zustreben, unaufhaltsam wie Sushi-Gerichte auf einem Laufband, um Ordner und Mappen für die fünfte und sechste Stunde zu holen. Die Internatsschülerin weinte lautlos vor sich hin, als sie an mir vorbeiging, und ihre Internatsfreundinnen funkelten mich wütend an. Ich senkte meinen Blick, denn die Selbstsicherheit, mit der ich meine Attacke geführt hatte, war verflogen. Aber die Szene sollte wenigstens anständig zum Abschluss gebracht werden, deswegen blieb ich sitzen, bis alle von der Bühne abgegangen waren.

Am Nachmittag hörte ich im Vorbeigehen, wie meine Lieblingsgeschichtslehrerin im Lehrerzimmer einer jungen Vertretung eine gar nicht mal so inakkurate Version unseres Schlagabtauschs präsentierte, aber statt ablehnend oder ernst zu reagieren, gackerten beide los, deswegen fiel es mir schwer, ein angemessen schlechtes Gewissen zu bewahren. Am Ende des Tages hatte sich meine grausame Attacke in eine lustige Anekdote verwandelt, die ich meinen Freunden erzählte. Nur Soph stimmte nicht in das allgemeine Gelächter mit ein, und ich fragte mich, was sie eigentlich in mir sah. Ich wollte so gesehen werden, wie ich war, und fürchtete zugleich, von ihr durchschaut zu werden.

Als Teenager habe ich gedacht, dass es in meinem Leben später sehr viel interessantere Zimmer geben würde als das Lehrerzimmer zur Mittagspause, aber bisher hat sich das nicht bewahrheitet. Jeder einzelne Lehrer, jede einzelne Lehrerin, selbst die Vertretungen mussten irgendeine Form von Leben gehabt haben, bevor sie hier aufschlugen. Und trotzdem hatten sie alle beschlossen, dass sie in genau diesem Zimmer landen wollten. Ich wollte meine Lehrer damals nicht nur beeindrucken. Ich hätte gern mehr über sie gewusst. Wer innerhalb des Lehrkörpers mit wem konnte und welche Schülerinnen keiner von ihnen mochte. Ich wollte Zugriff auf alle Schulhofanekdoten aus der Perspektive derjenigen haben, deren Sozialleben nicht von diesen Anekdoten abhing. Ich wollte wissen, warum Mrs Vale von Irland hierhergezogen war und warum sie immer so traurig dreinblickte, wenn sie unsere allgemeine Leistungsbewertung wie einen passiv-aggressiven Rorschachtest aufs Whiteboard kritzelte. Ich wollte wissen, warum Mr Simmons so verrückt nach e e cummings war – wer hatte ihn verletzt? Ich wollte, dass sie mir alle geradeheraus sagten, was sie von der Welt da draußen hielten und ob sie es empfehlen würden, sie jemals zu betreten.

Damals war es schwierig, anderen verständlich zu machen, dass ich es tatsächlich ernst meinte, keine Karriere-

absichten zu haben. Ich wollte keinen Beruf ergreifen. Natürlich würden wir alle Geld brauchen, wenn wir nach der Schule irgendetwas essen und irgendwo wohnen wollten, schon klar. Und für die meisten von uns würde das bedeuten, *irgendetwas* für *irgendwelche* Unternehmen zu tun oder wie auch immer die Arbeitswelt eigentlich funktionierte. Performance? Targets? Wo sehen Sie sich in zwei Jahren ...? Warum redeten wir so? Als ginge es nicht nur ums Geldverdienen, sondern als würden wir uns geradezu danach sehnen, auf unbestimmte Zeit den Großteil unseres Tages etwas zu tun, das sehr wenig mit unserem eigenen Wachstum, unserer eigenen Bildung zu tun hatte – einer Bildung, die uns von unseren Lehrern und Eltern bisher doch als so superwichtig angepriesen worden war? Warum sollte auch nur irgendwer davon träumen, einen Job zu haben? Ich hatte das Gefühl, die Welt wollte mir einen Streich spielen. Ich hatte das Gefühl, die Zielscheibe eines Witzes zu sein, den ich nicht verstand.

Ich bin mir durchaus bewusst, dass manche von uns eine furchtbare Schulzeit haben, und die Aussicht, das Leben nach den eigenen Regeln gestalten zu können, ist in einem solchen Fall sehr vielversprechend. Aber ich muss gestehen, mich von Schuluniformen und Stundenplänen und einem Schultor, dass ab Viertel vor neun allen Nachzögern den Einlass verwehrte, alles andere als eingengt gefühlt zu haben. Ich fühlte mich auf dieser kleinen Insel der Seligen sehr wohl. Hier bestand unsere einzige Verpflichtung darin, uns zu bilden. Natürlich war das System so aufgebaut, dass unser Wissen über Sparta sich am Ende in eine Abschlussnote verwandeln würde,

die uns wiederum Zugang zu einem vielversprechenden Uni-Abschluss verschaffte. Aber im Hier und Jetzt, wenn wir uns diesen Teil unseres Lebens mal ganz abstrakt anschauten, ging es einzig und allein um die Phalanx der Hopliten, die sozioökonomischen Schichten in der Antike, um Metaphern in der australischen Lyrik und um den Zusammenhang zwischen den verschlüsselten Siglen bei Anselm Kiefer und der deutschen Kollektivschuld. Wir waren eine Mädchenschule: Kein Junge konnte uns von unseren seltsamen Vorlieben und Eigenarten ablenken. Wir waren eine Mädchenschule: Wir waren verrückt und genial.

Zur Bestürzung meiner Tutorin, die sich damit brüstete, jeder Schülerin mittels fünf Fragen zu ihren Interessen klipp und klar sagen zu können, welcher »Traumberuf« zu ihr passte, strengte ich mich in der Schule an, weil es mir Spaß machte zu lernen und weil die Schule für mich der ideale Ort für intellektuelle Leistungsschauen und Konkurrenzkämpfe war, bei denen ich herausfinden konnte, wo ich stand. Ich wollte meine eigene Annahme bestätigt sehen, jede Mitschülerin schlagen zu können, wenn ich mich nur ernsthaft dazu entschloss. Ich wollte klare Beweise dafür, dass ich nicht wie die anderen war und dass spätere finanzielle oder berufliche Misserfolge kein Zeugnis meiner Unfähigkeit wären, sondern Ausdruck dessen, dass ich mich dazu entschieden hatte, nicht Teil eines Systems zu werden, das eine berufliche Karriere als Belohnung verstand.

Andere hätten Geld, aber ich die Musik in meinem Leben oder irgendwas in der Richtung.

Schaffte ich es, in der Highschool alle Gleichaltrigen zu schlagen, dachte ich mir, würde ich, wenn im Laufe der Jahre unsere Einkommensunterschiede immer größer würden oder die anderen vielleicht glücklich und zufrieden wären und ich nicht, immerhin Trost darin finden, dass ich um meine intellektuelle Überlegenheit wusste. Genauso wie beim Tennis (oder eigentlich jedem Spiel, das ich als Kind spielte), wenn ich zwar verloren hatte, aber nur deswegen, weil ich mich nicht ordentlich ins Zeug gelegt hatte.

Als jemand, der weder Geld noch ein Spotify-Abo sein Eigen nennt, während er diese Zeilen schreibt, würde ich – wäre ich jetzt gemein oder wenigstens pragmatisch veranlagt – meinem siebzehnjährigen Ich wohl die Warnung mit auf den Weg geben, dass einem eine solche Logik weder Reichtum noch Musik beschert. Aber ich bin nicht gemein, und pragmatisch veranlagt bin ich auch nicht, und mein siebzehnjähriges Ich wird das alles schon noch früh genug herausfinden, mit oder ohne meine Hilfe. Es wäre vielleicht auch nicht schlecht, ihm zu sagen, dass es in »Dance Me to the End of Love« um den Holocaust geht und man das Lied deswegen lieber nicht auf irgendwelchen Partys den Jungs als verführerische Anmache vorsingen sollte.

Aber lassen wir das. Das Mädels wird es schon noch kapieren.

Als ich meinen verheirateten Mann zum ersten Mal tref-fe, habe ich noch nichts kapiert. Ich habe bereits einiges an Leid erfahren und bin planlos und ausgelaugt, obwohl erst Mitte zwanzig, was für die meisten Menschen sehr jung ist, aber nicht für diejenigen, die Mitte zwanzig sind. Ich fühle mich, als hätte ich schon wahnsinnig lang gelebt, und die Aussicht, bis zu meinem Tod weiterleben zu müssen, geht über meine Kräfte. Ich wohne in Sydney, meiner Geburtsstadt, und lebe bei meinem Vater, weil ich wegen der Entscheidungen, die ich bisher getroffen habe, über keine eigene Kohle verfüge. In den Jahren seit meinem Schulabschluss habe ich mit Händen und Füßen versucht, einen Lebensstil zu entwickeln, der zu mir passt, den man hegen und pflegen und ausbauen könnte. Ich habe jemanden geliebt, aber nicht genug, um für immer mit ihr zusammenbleiben zu wollen, und sie verdient mehr als das und ich auch. Ich bin in verschiedene Städte gegangen und habe verschiedene Abschlüsse gemacht. Aber jetzt, wo ich sie habe, weiß ich nicht, was sie sonst noch sein sollen außer – Abschlüssen, Urkunden auf Papier. Meine Abschlüsse sind die Jahre der Freiheit, ohne Erwerbsarbeit, die ich mir mit Geld in Form von Darlehen erkaufte. Leider kann man nur eine begrenzte Zahl von Abschlüssen machen, bevor es den Mitmenschen auffällt, dass man weniger ein Faible

für bestimmte Studienfächer hat als vielmehr dafür, nicht arbeiten zu müssen. *Eine* Doktorarbeit kann man schreiben, aber bei einer zweiten fangen die Leute an, sich zu fragen, was los ist.

Nach einem weiteren Tag, den ich damit verbringe, vierundzwanzig Jahre alt zu sein und bei meinem Vater zu wohnen und seine Platten zu hören und mich zu fragen, wann er von der Arbeit zurückkommt, weil ich mich darauf freue, mit ihm zu reden, beschließe ich, die unsterbliche Frage der Smiths zu beantworten: *soon* ist tatsächlich *now*. Ich muss mir im Internet einen Job suchen und diesen Job dann auch machen und dann ein »Leben beginnen«. Ich wüsste nicht, wie ich es noch länger hinauszögern sollte, und Morrisseys eindringlich schleppender Gesang geht mir inzwischen auch auf die Nerven. Unser Hund Jude, für den ich in Dads Abwesenheit als stellvertretende Rudelführerin fungiere, folgt mir vom Wohnzimmer in Dads Arbeitszimmer. Mit meinem Laptop setze ich mich an Dads Schreibtisch. Jude legt seine Schnauze auf meine Füße.

Leuten, die das Glück hatten, niemals Jobbörsen im Internet durchforsten zu müssen, kann man nur schwer verständlich machen, wie niederschmetternd eine solche Erfahrung ist. Stellt euch vor, ihr seid seit Jahren in jemanden verliebt, und eure Beziehung lässt euch auf Wolke sieben schweben, und ihr findet noch die kleinste Kleinigkeit, die die andere Person sagt, interessant, und sie zu umarmen, vermittelt euch ein Gefühl der Geborgenheit, wie ihr es nie für möglich gehalten hättet. Dieser Mensch ist die Verkörperung all eurer Träume und gibt eurem

Leben in jeglicher Hinsicht einen Sinn. Jetzt stellt euch vor, dass man euch diesen Menschen aus irgendeinem nichtigen Grund entreißt, und stattdessen drückt euch irgendein Unbekannter einen Stein in die Hand und sagt: »Nimm diesen Stein. Du hast jetzt keinen Partner mehr, du hast jetzt diesen dreckigen Stein.«

So in etwa ist es, wenn man Jobbörsen im Netz durchforstet, nur ist der Stein dort – warum auch immer – ein ganz heißes Teil, das jeder haben möchte, und dann kriegst du ihn noch nicht einmal. Auf jeden Stein kommen zweitausend andere Leute, die diesen Stein haben wollen. Und am Ende des Tages bekommt die eine Person, die den Stein bekommt – einen Stein.

Da ich drei verschiedene geisteswissenschaftliche Abschlüsse aus meinem fadenscheinigen Ärmel schütteln kann, kann ich einigermaßen lesen und schreiben und verfüge über rudimentäre Kenntnisse in verschiedenen schönggeistigen Fachbereichen. Früher hätte ich die drei wichtigsten antiken Säulenarten nennen können. Mit vierundzwanzig – die Einführung in die Kunstgeschichte liegt schon ein paar Jahre zurück – kriege ich vielleicht noch zwei hin. Ich sitze am Schreibtisch meines Vaters und arbeite mich durch die Homepage der Jobbörse und weiß, dass der Zoroastrismus sehr alt ist und irgendetwas mit Dualismus zu tun hat. Ich weiß, dass das »Weichensteller«-Gedankenexperiment alle, die sich damit beschäftigen, in den Wahnsinn treibt und dass Utilitarismus mir Bauchschmerzen bereitet. Aber würde man mich nach einer besseren oder geeigneteren Alternative fragen, wüsste ich keine. Ich weiß, dass es nicht meine Berufung ist,

»Inhalte« zu produzieren. Doch zu diesem Zeitpunkt sieht es so aus, als hätte ich nur die Wahl zwischen »Content-Produktion« und der Arbeit im Callcenter. Und ich weiß, dass ich nicht im Callcenter arbeiten kann, weil ich mich vor einigen Jahren bei einem beworben habe, das Spenden für die Feuerwehr sammelte, und der Personalleiter hat mich nicht genommen, weil er fand, dass mein Tonfall auf Durchschnittsverbraucher ein bisschen hochnäsiger wirken könnte.

Also schön. Content-Produktion, ich komme!, sage ich zu mir selbst und lege meine Finger wie Mr Burns zusammen.

Es gibt viele »Content-Creator«-Stellen, denn soweit ich das beurteilen kann, ist im Grunde alles Content. Aus den Stellenbeschreibungen, die ich mir durchlese, schließe ich, dass der Hauptunterschied zwischen Content-Produktion und Journalismus der ist, dass Ersteres ein bisschen mehr Geld einbringt und, anders als im Journalismus, explizit gewünscht wird, dass die produzierten Inhalte nicht die Feder ihrer Schöpfer erkennen lassen. Ein Content-Creator ist für die Bildbeschaffung zuständig (googelt nach Fotos und lädt sie auf der Firmen-Website hoch). Ein Content-Creator schreibt mitreißende Texte (paraphrasiert Werbemails und streut hier und da das Wort »dynamisch« ein). Ein Content-Creator analysiert mit Hilfe von Social-Media-Monitoring das User-Verhalten und passt die Inhalte entsprechend an (schaut sich an, welche Schlagwörter gerade auf Twitter beliebt sind, und benutzt sie dann als SEO-Tags in Firmenmitteilungen zum Thema Optimierung).